



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur Charakteristik Japan's : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zur Charakteristik Japan's.

(Schluß)

Die sociale Stellung des Weibes ist einfach, klar und natürlich; sie ist nicht Sklavin, nicht das bloß dingliche Fortpflanzungs-Gefäß, zu dem es sonst der Afiate herabgewürdigt hat; aber sie ist auch nicht die verzärtelte, Baumwolle verpackte, mit hyperbolischer Verehrung angebetete Göttin, zu der in sie civilisirte Nationen der alten Welt erhoben haben. Sie ist die Ratherin und Freundin des Mannes, die Gehilfin seines Geschäfts, immer mit Höflichkeit und Rücksicht behandelt, gegen jede rohe Behandlung durch die geheiligte Sitte gesichert und gegen jeden Angriff von außen kräftig und ritterlich geschützt; aber sie hat ihre scharf gezogenen Schranken, — sie wirkt im Hause und erzieht die Kinder; das Geschäft, das Regiment ruht unwandelbar in des Mannes Hand. Der Japaner behandelt das Weib als ein nütliches und ebenbürtiges Geschöpf, das eben so sehr zu seiner Unterstützung als zur Verschönerung seines Daseins geschaffen ist, und darum ehrt er sie; aber dies Verhältniß kann niemals umgedreht werden; dagegen schützt den Mann außer der Sitte noch das Gesetz. Darum giebt es in Japan keine Kantippen und keine Göttinnen, keine liebeschmachtenden Romandamen und keine emancipirten Mannweiber, darum sind sie alle fröhliche Mädchen und verständige Frauen. Das japanische Mädchen weiß genau, welches Schicksal sie in der Ehe erwartet; ob Peter oder Paul ihr Mann wird, — der Unterschied kann nicht groß sein. Das Haus von Peter sieht genau aus wie das von Paul, denn alle Häuser sehen in Japan gleich aus; dieselben Matten, dieselbe Papierthür, derselbe transportable Feuerherd, dieselbe Nahrung, dieselbe Kleidung, dieselben Pflichten und dieselben Rechte. Gewiß, auch das Herz des japanischen Mädchens empfindet und spricht, aber sie versinkt nicht in endlosem Weh und namenlosem Schmerz, wenn der Wunsch dieses kleinen Herzens nicht erfüllt wird. Die Erziehung des japanischen Weibes hat ein ganz festes und unverrückbares Fundament, welches keine Abirrung zuläßt und es für seine Bestimmung — geliebt zu werden — methodisch vorbereitet; es wird klar und einfach für den Mann erzogen. Unsere Mädchen, oft zu stolz, um bloß für den Mann, zu schwach, um für sich selbst erzogen zu werden, schweben zwischen beiden Principien haltlos umher. Sie lernen zu wenig, um selbständige Menschen, sie lernen zu viel, um liebenswürdige Frauen zu werden.

Wunderbar ist auch die andere Seite des Familienlebens, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, und die Methode der Erziehung. Bernünf-

tigeres kann man sich nicht denken. In der Erziehung der Kinder spiegelt sich der grade Gegensatz des Principis ab, welches der Staat für die Erziehung seiner Unterthanen anwendet. Hier blindes, stupides Gehorchen, für jede Uebertretung der Tod; dort sanftmüthiges, unerschöpflich geduldiges Ueberreden und Ueberzeugen, fast niemals Strafe, oder doch wenigstens die denkbar mildeste. Niemals habe ich ein Kind strafen sehen, nirgends ein Instrument entdeckt, welches auf einen derartigen Gebrauch hinwies; ich kann mich kaum entsinnen, jemals Kindergeschrei gehört zu haben. So viel kann ich jedenfalls versichern, daß ich nirgends so durchgängig wohlerzogene, artige und liebenswürdige Kinder gesehen habe als in Japan. Ich weiß nicht, woher es kommen mag, aber so oft ich dies Erziehungssystem auch bei uns in Anwendung gesehen habe, fand ich die Resultate doch niemals so günstig; wenigstens waren die so Erzogenen, so lange sie Kinder waren, meistentheils unartige, eigensinnige und wenig liebenswürdige Kinder. Allerdings muß sich zur Nachsicht die positive Belehrung gesellen.

So bildet die Familie ein geschlossenes, ich möchte sagen unabhängiges System im großen Organismus der Gesellschaft, einen Theil, der nach anderen Gesetzen rotirt als das Ganze.

Es zeigt dies auf's Neue, wie unmöglich es ist, für die Beurtheilung japanischer Zustände einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich alle Verhältnisse, als der Ausdruck einer einheitlichen Lebensanschauung, entziffern und erklären lassen. Ueberall stoßen wir auf Widersprüche, auf Gegensätze. Der Gesamtorganismus ist ein merkwürdiges Conglomerat von verschiedenen abgebrochenen Gedanken, die durch einen Kitt, den wir nicht zu analysiren vermögen, wunderbar zu einem dennoch zusammenwirkenden Ganzen vereinigt sind. Nichts scheint dem Japaner überhaupt ferner zu liegen, als das Erfassen und Durchführen eines Principis.

Ob sie z. B. ein Gesetzbuch haben, in welchem sich irgend ein philosophisch-juristischer Gedanke abspiegelt, wie im römischen oder germanischen Recht, kann ich zwar mit Bestimmtheit nicht sagen, bezweifle es aber. Alles was ich vom japanischen Leben gesehen habe, berechtigt mich zu der Ansicht, daß dies Gesetzbuch höchst wahrscheinlich nur ein Conglomerat von „Fällen“ ist. Die Japaner sind, wie gesagt, kein Volk von Principien; ihre ganze Gelehrsamkeit ist aus lauter „Fällen“ zusammengesetzt. Ist einmal Etwas geschehen, so kann es wieder geschehen. Manche Illustration aus meiner eigenen Erfahrung könnte dazu gegeben werden; ich ziehe es indessen vor, eine kleine Geschichte hier einzuflechten, die Thunberg erzählt und die mir vollständig charakteristisch erscheint. Als er im vorigen Jahrhundert als Arzt und Naturforscher im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie nach Rangasaki kam und wie alle Holländer daselbst auf der kleinen Insel Desima gleichsam

als Gefangener gehalten wurde, bat er sofort um die Erlaubniß, auf den benachbarten Feldern botanisiren zu dürfen. Nach Monaten erhielt er sie, nach wenigen Wochen ward sie zurückgenommen. Der Sachverhalt war folgender. Bei seinem ersten Antrage hatte das Gouvernement alle alten Bücher und Acten nachgeschlagen, und als man daselbst die Thatsache verzeichnet fand, daß dieselbe Erlaubniß schon vor 100 Jahren einem Arzte derselben Compagnie ertheilt gewesen war, gewährte man sie auch jetzt. — der Fall war schon da gewesen. Bald aber hatte ein Schriftgelehrter herausstudirt, daß jener Arzt, dem vor 100 Jahren die Erlaubniß ertheilt war, nur ein Unterarzt gewesen sei; nun war aber Thunberg Oberarzt; folglich war es ein neuer Fall, folglich mußte die Erlaubniß widerrufen werden.

Von vornherein ruht das japanische Gesetzbuch auf einer anderen Basis als irgend eines in der übrigen Welt. Ueberall finden wir sonst die Voraussetzung des mit freiem Willen begabten Menschen; ursprünglich ist Alles erlaubt, das Gesetz macht nur mehr oder weniger Restrictionen; sprichwörtlich ist überall: was nicht verboten ist, ist erlaubt. Das japanische Gesetzbuch setzt den Sklaven voraus, den willenlosen, todten Menschen; ursprünglich ist Alles verboten; das Gesetz hebt nur Verbote auf, und hier heißt es umgekehrt: „was nicht direct erlaubt ist, ist verboten!“

Eine zweite Eigenthümlichkeit, die vielleicht mit noch größerer Sicherheit als ein *ἀναξ λεγόμενον* in der Weltgeschichte zu betrachten ist, besteht darin, daß die Höhe des Vergehens keinen Maßstab bildet für die Höhe der Strafe. Wir bemühen uns seit Jahrhunderten auf das Sorgfältigste die Scala der Strafen mit der Scala der Vergehen in Uebereinstimmung zu bringen, und nennen ein Gesetz recht und billig, wenn es diese Graduationen unserer Anschauung nach richtig getroffen hat. Den Japaner kümmert die Größe des Verbrechens gar nicht; er straft nicht das specielle Verbrechen, er straft nur überhaupt den Umstand, daß Jemand das Gesetz übertreten hat. Von diesem Standpunkte aus gibt es eigentlich nur Ein Verbrechen, das ist eben die Uebertretung des Gesetzes, und es ist demgemäß eine nicht zu leugnende Consequenz, wenn es auch nur Eine Strafe gibt. Immerhin ein juristisches Problem und ein schöner Stoff für eine gelehrte Dissertation. Daß diese Strafe in Japan der Tod ist, halte ich für einen Umstand, der weit mehr in das Gebiet der politischen als der juristischen Erwägungen gehört. Jedenfalls hat er den Vortheil, daß er Gefängnisse erspart, und weder Geld noch Mühe an unfruchtbare Besserungsversuche verschwendet.

Daß dieses ewige — nicht auf dem *qui vive*, sondern auf dem *qui mort*? stehen auf die Lebensanschauung und die Sitten eines Volkes von Einfluß sein muß, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Tod ist in Japan auch nicht entfernt das schreckliche Gespenst, als welches er drohend vor unseren Augen

u meurt ?

steht. Alle Lebensbeziehungen bilden sich unter dieser Perspective. Das Kind wird früh mit der Idee des Todes vertraut gemacht, und die Manipulation, sich den Bauch mit Würde und Anstand aufzuschneiden, bildet einen Theil seines Unterrichts. Die Gewohnheit, das eigene Leben gering anzuschlagen, stumpft auch die Achtung des Lebens Anderer nothwendig ab. Wir sehen bei uns Männer, die für gewöhnlich nicht eine Fliege zu tödten vermögen, als Soldaten in der Hitze der Schlacht nicht nur gleichgiltig, sondern sogar begierig und grausam mit dem Leben Anderer spielen; ein ähnlicher Proceß, wie er sich bei diesen momentan und rauhartig entwickelt, ist hier dauernd, ist hier im Laufe der Zeit psychologische Racen-Eigenthümlichkeit geworden.

Wenn wir aus unseren Criminalacten eine statistische Nachweisung der Diebstähle und Morde ziehen, so werden wir wahrscheinlich finden (ich habe kein statistisches Material bei der Hand und schätze daher nur), daß auf eine Million Diebstähle erst ein Mord kommt. In Japan möchte ich annehmen, daß dieses Verhältniß wie 1:1 steht, die Selbsthinrichtungen mit eingerechnet; natürlich ist dabei die bereits erwähnte Thatsache in Betracht zu ziehen, daß Diebstähle selten sind. Ein Todesfall scheint auch bei den Hinterbliebenen (Familie, Freunden, Berufsgenossen) durchaus nicht den schmerzlichen Eindruck zu machen, der bei uns — selbst wenn nicht gefühlt — doch zur Schau getragen wird. Ich habe manches Begräbniß gesehen, aber keine Thräne, kein Klagen. Die Japaner vermögen sogar in hübschen Formen darüber zu scherzen. Unter den kaiserlichen Commissarien, welchen die Unterhandlung mit unserer Gesandtschaft übertragen war, befand sich Hori-Dribe-Kami, welcher als Präses der Commission fungirte, ein Beamter ersten Ranges. Er war eine anziehende, heitere und feine Persönlichkeit, die unserem Gesandtschaftspersonale ganz besonders lieb war. Eines Tages, schon gegen das Ende der Verhandlungen, fehlte Hori-Dribe in der Conferenz. Er sei krank, sagten seine Collegen. In der nächsten Conferenz ward unserem Gesandten der Tod desselben officiell angezeigt und sein Nachfolger accreditirt. Schon war uns mittlerweile die betrübende Kunde geworden, daß ihm die gnädige Erlaubniß geworden war, sich den Bauch aufzuschneiden. Als nun die übrigen Commissarien gefragt wurden, woran denn Hori-Dribe gestorben sei, antworteten sie mit feinem Lächeln: „an Verblutung, ohne Hilfe der Medicin.“

Man sagt, die Japaner seien eine überaus tapfere Nation; die Geschichte, soweit wir sie kennen, belehrt uns darüber nicht. Ich halte sie für stolz, jähzornig und rachsüchtig, und rechnen wir eine durch die Verhältnisse erzeugte Gleichgiltigkeit gegen das Leben hinzu, so wird mir erklärlich, wie man getäuscht sich aus diesen Charakterzügen das Bild der Tapferkeit und männlicher Lebensverachtung abstrahirt hat. Das Resultat eines solchen Regierungssystems und des überall drohenden Todes kann aber nicht Männlichkeit und



Ich kenne die christliche Religion wohl und weiß ihren hohen comparativen Werth gewiß zu schätzen; dennoch kann ich ein Gefühl theilnehmender Furcht nicht unterdrücken bei dem Gedanken, daß zu dem politischen und socialen Drucke, unter dem dies sinnige Volk zu seufzen hat, sich noch der Druck einer zelotischen christlichen Hierarchie gesellen sollte.

Ich habe versucht, das Bild der Landschaft, den Charakter des Menschen und den Geist der Institutionen in ihrem wechselseitigen Zusammenhange zu zeichnen; es fehlt noch Eins, — das Bild des äußeren Menschen und seine Congruenz mit dem Charakter und den Institutionen.

Der Japaner bleibt ein wenig hinter der Größe der Nordeuropäer zurück; dies spricht sich noch entschiedener beim weiblichen Geschlechte aus. Die Figur ist im Ganzen kräftig entwickelt, horizontalschulterig, breitrückig; auffallend bevorzugte Schenkelbildung; die Haltung etwas gebückt, der Kopf leise vorgebeugt, wie bei Menschen, die vorsichtig ihr Auge und Ohr ihrem Wege voraussenden; dem Gange fehlt die schöne männliche Festigkeit, der Ausdruck selbstbewußter Kraft; es ist eigentlich kein Gang, es ist ein Vorwärtsschieben, ihrer Fußbekleidung fehlt der festauftretende Absatz; sie kennen nicht Stiefel oder Schuh, sie haben nur die Strohsandale, die durch ein Band zwischen der großen und der zweiten Zehe festgehalten wird; nur dadurch daß der Fuß vorwärts gehoben wird, kann sich die Sandale daran halten. Sieht man diese Fußbekleidung und betrachtet dazu den langen, enganschließenden, vorne knapp übereinanderschlagenden Rock, von breitem Gürtel zusammengehalten, so prägt sich auch hier ganz äußerlich aus, daß dies kein Volk der Bewegung ist. Aber auch die süße Behaglichkeit ruhigen Sinnes mit fester Rückenlehne ist ihnen versagt; sie sitzen nur auf ihren Fußsohlen, — sie hocken; eine Stellung, die sie mehr als jede andere befähigt, in jedem Augenblicke schnell aufrecht zu stehen und irgend einem Ereignisse auszuweichen.

Der Kopf des Japaners und namentlich bei den höheren Gesellschaftsklassen ist schmal, die Stirn, wenn nicht breit, so doch meistens hoch und scheinbar noch erhöht durch das Rasiren des Oberkopfes; die Stirnen sind klar, aber nicht fein ausgemeißelt; es sind große leere Flächen; die Industrie des Gedankens hat noch keine Schöpfungen darauf verzeichnet, die sich allmählig erblich dem Schädelsknochen imprägnirt hätten, die Armuth und Eintönigkeit aller Lebenssituationen hat keine originellen und scharf ausgeprägten Charaktere erzeugt, als deren äußere Chiffer wir in der civilisirten Welt die Stirne zu betrachten pflegen. Das Auge des Japaners ist groß, rund, glänzend, aber stumm; in seine schwarzbraune Nacht versinken die Bilder alles Dessen, was um ihn ist und wird; aber es strahlt nichts wieder heraus, es ist lediglich receptiv. Die Nase ist entweder schmal zusammengepreßt und etwas

gebogen, oder breit und etwas aufgeworfen. Soviel verschiedene Typen man auch unter den Gesichtern im Allgemeinen fixiren mag, diese zwei Typen der Nase gehen unveränderlich durch alle Gesichter hindurch; die Nase ist ohne Feinheit, ohne Bewegung, ohne Beschäftigung. Wohlgerüche kennt der Japaner nicht; seine Blumen, seine Bäume, seine Früchte sind ohne Duft. Der Mund ist schön und jedenfalls das Schönste im ganzen Gesichte; fein geschnitten, schön geröthet, voll, niemals wulstig; fast immer fest geschlossen und reservirt; dieser Mund ist beherrscht und unter beständiger Controle, und steht sichtbar in feinsten Wechselbeziehung zum Auge, welches die Vorhut bildet; es ist ein Mund, der zu schweigen, aber auch anmuthig zu scherzen vermag. —

Jetzt, da ich diese Seiten schliesse, schaukle ich wieder auf hoher See; die letzte Insel der Van-Diemensstraße verschwindet im Nebel, die japanische Welt liegt für immer hinter mir, und wenn ich innerlich abschliesse und die Balance ziehe, so bleibt mir ein Plus von warmer, fast ängstlicher Zuneigung für dieses wunderbare Volk. Was uns fesselt, ist der natürliche Adel, der über der ganzen Schöpfung ruht, und den man schwerlich irgend wo anders in der Welt so gleichmäßig über alles Volk ausgegossen finden wird. Es ist der Adel, der mit Armuth gepaart zum Dienen verdammt ist und der noch edel in der tiefsten Knechtschaft bleibt. Die europäische Civilisation wird ihre zweifelhaften Segnungen über diese Gilande ergießen; dies Schicksal ist nicht abzumenden. Wie sie wirken wird? Ich will mir das Herz nicht schwer durch Grübeln machen. Wohin immer bis jetzt der Fuß des „weißen Mannes“ getreten ist, sind Städte und Kirchen mit schlanken Thürmen erwachsen, sind Handel und Gewerbe erblüht, hat der Götzendienst des goldenen Kalbes neue Anbeter gemacht, — aber das Glück der einheimischen Nationen? Die Geschichte lehrt: es stirbt allmählig dahin und zuletzt die Nation selbst.

### Eine Mittheilung über Lessing.

Im Neuen Lausitzischen Magazin hat W. Wattenbach (Verfasser des rühmlichst bekannten Werks: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter) die Correspondenz seines Großvaters v. Hennings mit dessen Schwägerin Elise Reimarus in Hamburg aus den Jahren 1776 bis 1781 veröffentlicht, aus welcher auf Lessings